

Týpo

«In der **Typografie** gibt es so wenig absolut Neues zu erfinden wie im Bett oder in der Kochkunst.» Kein Geringerer als der unvergessene, vor zwei Jahren verstorbene Design-Professor, KURT WEIDEMANN hatte diese These in die Welt gesetzt. Und sie ist in der Tat kaum zu widerlegen.

Text CLAUDE BÜRKI, Bilder Photopress, Michael Trost

Trotzdem: Was ist heute anders als zu der Zeit, als Typografie noch bleiernes Handwerk war? Zu der Zeit also, als die besten Schriften, die verwendet wurden (von Fonts war noch keine Rede), ihre Wurzeln im Mittelalter hatten – und die noch heute Bestand haben.



Clemens Theobert Schedler moderierte die Týpo St.Gallen.



Buchstabenspaziergang am Sonntag in St.Gallen.

Geblichen ist sicher, dass es heute wie früher zwei Arten von Typografie gibt – gute und schlechte. Anders als früher ist jedoch die ins Kraut schiessende Menge neuer Fonts und der vielen «privaten» Fonts, Schriften, die sich am Computer «designen» lassen und meist auf existierenden Schriftschnitten basierend. «Dinosaurier», also alte Typografen, die der Meinung sind, diese neuen Fonts könne man in den Atlantik werfen, ohne kulturellen Schaden anzurichten, werden gerne mit der Bemerkung zurechtgewiesen, es gebe ja in der Mode auch immer wieder Neues, neue Rocklängen, andere Farben, andere Schnitte usw. Die neuen Fonts würden das Leben der Typografie eben bereichern.

Loch und Nicht-Loch

Über etwas zu sprechen, was nicht da ist – nämlich über den Weissraum – erwies sich für die neunzehn internationalen Fachreferenten als nicht ganz einfach. So wurde neben dem Rhythmus zwischen Schwarz und Weiss, der Wechselwirkung zwischen Negativ und Positiv und des Weiteren über besonders gelungene Arbeiten, über Ideen und Konzepte sowie über die Buchgestaltung referiert.

Als Referenten traten Jonas Vögeli, Mathieu Lommen, Jost Hochuli, Anna Rüegg, Veronika Burian, Kurt Höretzeder, Susanne Zippel, Willi Kunz und Erik Spiekermann auf. Sie waren aus Österreich, Tschechien, den Niederlanden, Deutschland, den USA und der Schweiz angereist und diskutierten neben dem Thema «Weissraum» über Ideen und Konzepte, über Historisches und Kunsthistorisches sowie über

den Unterschied lateinischer und asiatischer Schriften. Dabei führte der Gestalter Clemens Theobert Schedler die rund 300 Gäste als Moderator mit Charme und Witz durch das Tagungsprogramm.

«Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist. Das Loch ist ein ewiger Kompanion des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut». Dieses Zitat von Kurt Tucholsky ist Erik Spiekermann bei seiner Recherche zum Thema Weissraum in den Sinn gekommen. In der Tat lassen sich die ersten Sätze der «soziologischen Psychologie der Löcher» von Tucholsky mit dem Tagungsthema «Weissraum» vergleichen. Gäbe es keinen Weissraum, gäbe es auch keine Typografie und damit auch keine Týpo St.Gallen, meinte Erik Spiekermann, der Setzer, Drucker, Kunsthistoriker, Informationsdesigner, Schriftentwerfer, Fachautor, Professor und Dr. h.c.

Auch Spiekermann legt gerne Hand an, wenn es darum geht, bestehende Fonts zu modifizieren. Er hat seinerzeit die ersten Entwürfe zur «Helvetica» aufgeschönt und die wirklich schlechten Details ausgemerzt. Zur «Helvetica» sagt er heute: «Die kann man für alles gebrauchen, aber wirklich sexy ist sie nicht.» Andere Serifenlose hätten zwar mehr Pepp, aber man könne die nicht für alles verwenden. Neuerdings befasst er sich mit einem Redesign der «Helvetica», wobei seine neue Variante (zum Beispiel das kleine «g») an die amerikanische Art Gothic erinnert. Daher stellt sich einem unwillkürlich die Frage: Warum macht er das und verwendet nicht einfach die Art Gothic?



Erik Spiekermann, Schriftgestalter und Designer.



«Saiten», eine Kulturzeitschrift zum Sammeln.

Typografie als Jahrmarkt der Eitelkeiten? Wer nicht eitel ist, so Spiekermann, begnüge sich oft mit dem Durchschnittlichen. Er liess es sich dann auch nicht nehmen, den Zuhörerinnen und Zuhörern einen handfesten Ratschlag mit auf den Weg zu geben, den auch Werbefachleute (unter anderem Berater) beherzigen könnten: «Arbeiten Sie nie mit und für Arschlöcher!»

Spiekermann zählte sicher zu den renommierten Referenten, trotzdem kreide ich ihm seine Sprechweise an. Er sprach so schnell, sodass ihm viele nicht ganz folgen konnten – Stakkato, d'origine de Berlin.

Typografie, die den Augen schmeichelt

Ja, die gibt es heute noch. Die jungen Schweizer Gestalter Samuel Bänziger, Rosario Florio und Larissa Kasper gestalten Bücher, Magazine, Websites und Erscheinungsbilder für Kunst, Musik und Architektur. Sie überzeugten mit dem gestalterischen Relaunch des Magazins «Saiten». Das Ostschweizer Kulturmagazin erscheint seit April 1994 monatlich und liegt in Kulturorten, Geschäften, Restaurants und öffentlichen Institutionen auf. Anstoss zu dessen Lancierung war die mangelnde Kulturberichterstattung in lokalen und regionalen Medien. Seit 1999 zeichnet der Verein «Saiten» als Herausgeber für das einzige Kulturmagazin seiner Art in der Ostschweiz verantwortlich. Als unabhängiges Produkt mit hoher journalistischer und gestalterischer Qualität hat sich die Zeitschrift einen Namen gemacht. Reportagen, Interviews und Porträts aus Kultur und Gesellschaft öffnen den Blick für die Viel-

zahl an Welten, die im Kleinen stattfinden. Zentraler Gedanke ist es, Grenzen zwischen Stadt und Land, Welt und Provinz, Alt und Jung, elitärer und alternativer Kultur zu öffnen. Das Kulturmagazin finanziert sich selbst und versteht sich als Dienstleistung für die Bevölkerung (Veranstaltungskalender) und als Forum, das kulturelle Entwicklungen in der Region widerspiegelt, reflektiert und somit eine Ergänzung zur regionalen Tagespresse darstellt.

Das Trio Bänziger, Florio, Kasper wurde 2012 mit der Neugestaltung der Zeitschrift beauftragt. Der Verlag wollte bewusst ein Team aus der Region, da eine enge Zusammenarbeit zwischen Redaktion und Gestaltern erwünscht ist. Ziel des Redesigns war es, die Inhalte der Zeit anzupassen und das Magazin konkurrenzfähig zu machen – als Magazin, das auch gesammelt und aufbewahrt werden soll. Es wurde bewusst auf ein Logo verzichtet, die Gestalter entschieden sich für eine Wortmarke mit starkem Wiedererkennungswert, entsprechend wurde eine markante Schrift gewählt. Mutig auch, dass die redaktionellen Seiten in



Die Ausstellung «einige von Hand geschriebene Briefe».

Pausengespräch mit Jost Hochuli

CLAUDE BÜRKI: *An diesem Symposium ist die Rede von Type-Design, und zwar nicht zu knapp. Wir beide haben noch das Handwerk im Bleisatz gelernt und mussten mit den bestehenden Schriften des Bleisatzes auskommen – und das ging gut so. Heute ist von Fonts die Rede. Bald bastelt sich jeder Grafiker seine eigenen Fonts, basierend auf bestehenden Schriften. Wie stehen Sie zu diesem riesen Angebot an neuen Schriften? Ist das wirklich eine Bereicherung?*

JOST HOCHULI: Ich bin diesbezüglich sehr unentschieden. Ich habe mir diese Frage natürlich schon selbst gestellt und bin dabei auch ein Stück weit konservativ. Einige dieser Schriften, die in letzter Zeit entstanden sind, zum Beispiel die von der englischen Tageszeitung «Guardian», sind ganz hervorragend. Aber in meiner persönlichen Arbeit kann ich mit «Tagesschriften», bei denen man voraussieht, dass sie in zwei oder drei Jahren wieder verschwunden sein werden, wenig anfangen. Ich habe seinerzeit schon bei der Rotis, die 1988 von Otl Aicher veröffentlicht wurde, im Rahmen einer Tagung gesagt, dass diese Schrift eine Zeitspanne von 20 Jahren nicht überdauern wird, höchstens in seltenen Anwendungen. Und das ist genauso gekommen. Sie ist so weit entfernt vom Normalen, von dem, was einem nicht auffallen sollte – denn Schrift ist immer nur Transportmittel der Sprache und sollte als Form nicht zu stark auffallen. Klar hat jede Schrift noch etwas Zusätzliches, ein eigenes Klima, eine eigene Stimmung, sie ist sympathisch, sie ist kalt, sie ist warm oder gar abweisend. Das ist jedoch nichts Neues, die alten Setzer nannten dies «Stimmungsgehalt der Schrift». Wenn nun aber dieser Stimmungsgehalt zu stark auffällt, ist das nicht gut.

CLAUDE BÜRKI: *90 Prozent dieser Fonts könne man ins Meer schmeissen, ohne einen kulturellen Verlust anzurichten, sagte Kurt Weidemann.*

JOST HOCHULI: Ich bin durchaus nicht der Meinung, dass es etwas Negatives ist, dass es so viele Schriften gibt. Für gewisse Dinge kann eine verrückte Modeschrift durchaus ihren Zweck erfüllen. Aber ich wähle

Schwarz-Weiss gehalten sind – nur Anzeigen werden vereinzelt vierfarbig gedruckt.

Ausstellung im Rahmen des Symposiums

Neben Referaten, Vorträgen und Diskussionen gab es an der St.Galler Veranstaltung eine Präsentation der prämierten Bücher der Wettbewerbe «Die schönsten Schweizer Bücher» und «Die schönsten deutschen Bücher» des Jahrgangs 2012. Abschluss der Tÿpo war der Buchstaben Spaziergang am Sonntagmorgen durch die Stadt St.Gallen mit Florian Hardwig. (Wobei anzumerken ist, dass das Symposium auch innert zweier Tage zu bewältigen wäre. Drei Tage sind heutzutage einfach «too much»).

Im Rahmen der Tÿpo wurden in einer kleinen, aber feinen Ausstellung handschriftliche Briefe aus der privaten Sammlung des St.Galler Schriftgestalters Jost Hochuli (siehe auch Interview unten) gezeigt. Er hatte die Ausstellung eigens für die Veranstaltung vorbereitet: Eine Woche lang waren im Foyer Briefe und Plakate unter dem Titel «Einige von Hand geschriebene Briefe» zu besichtigen. Sie stammen allesamt aus Hochulis Fundus und bilden gewissermassen den Schriftverkehr weltberühmter Gestalter und Typografen ab. Denn Schreiben ist für Hochuli ebenso Gestalten wie Typografie und Formgebung.



Jost Hochuli, Typograf und Buchgestalter.

aus. Grundlegend Neues gibt es nicht. Die Innenräume der Buchstaben, die Abstände müssen stimmen. Das bleibt. Jede Zeit hat ihre Bedürfnisse, hat das Recht, sich anders auszudrücken. Bei Kongressen oder Symposien lasse ich mich anregen und nehme mit, was ich brauchen kann. Es wurden hier tolle Sachen präsentiert. Es gibt einen Pluralismus, den ich persönlich schätze. Ich möchte auf keinen Fall zurück in die Zeit, in der gewisse Ideologen das Sagen hatten und meinten, es müsse alles mittelachsig sein. Und es gibt auch noch alte Basler Kläuse, die meinen, es dürfe um keinen Preis symmetrisch sein. Das Prinzip, das in der Natur vorkommt, an Bäumen, Blättern etc., stimmt heute noch. Nehmen Sie auch den menschlichen Körper, der hat nicht nur Symmetrie. Das Ideologische, das Entweder-oder kann es nicht sein. Das Sowohl-als-auch ist die einzig vernünftige Antwort.

CLAUDE BÜRKI: *Wir leben im Zeitalter des Internets. Gelten da dieselben Grundregeln wie im Print?*

JOST HOCHULI: Das menschliche Auge ändert sich doch nicht. Natürlich muss das Ganze den technischen Gegebenheiten angepasst sein. Wir haben das Licht von hinten, und wir haben ständig eine Bewegung auf dem Bildschirm. Ähnliches gilt auch für Gebäudebeschriftungen. Wenn die beleuchtet sind, braucht es grössere Abstände. Das Grundprinzip aber bleibt, weil unsere Augen die gleichen geblieben sind.

Besten Dank für das Gespräch, Jost Hochuli.

